



Wildentierbach oberhalb von Niederstetten, aufgenommen im Jahr 1935.

Gottlob Haag Mein Dorf in Hohenlohe – gestern und heute

Wenn mich der Weg durch mein Dorf führt, ist dies für mich gleichzeitig auch immer ein Gang durch meine Vergangenheit und mein eigenes Leben. Hier wurde ich geboren, bin ich aufgewachsen und nach mehr als vierzig Jahren Zeit in der Fremde wieder zurückgekehrt, um hier zu leben, zu arbeiten und, wenn es einmal an der Zeit ist, auch zu sterben, denn hier habe ich meine Wurzeln.

Manchmal, wenn ich das Bedürfnis habe, wieder einmal heimzukehren in das Gewesensein vergangener Tage, gehe ich oft durch die Gräberreihen des von einer mehrere Meter hohen, mit Schießscharten bestückten Wehrmauer umfriedeten Kirchhofs meines Dorfes, um mit den Namen der Verstorbenen, die ich fast alle gekannt und in guter Erinnerung habe, in stille Zwiesprache zu treten.

Die Kirche mit dem sie umgebenden Friedhof, einst von den Altvorderen vor mehr als tausend Jahren so gewollt, liegt auf einer Erhebung in der Mitte des Dorfs und bildet somit sein Zentrum. Deshalb will ich auch von hier ausgehend mit der Beschreibung meines Dorfes beginnen: von Wildentierbach im Hohenloher Land.

*Früher je nach Stand Sandstein- oder Holzkreuze –
Heute polierte, pflegeleichte Granitsteine für alle*

Noch recht gut vermag ich mich an den Zustand und das Bild des Kirchhofs in den Zeiten meiner Kindheit vor siebzig Jahren erinnern, als längs der Mauer noch überall Zwetschgen und ein großer Wildpflaumenbaum standen, dessen fingernagelgroße, zuckersüße Früchte von uns Kindern sehr begehrt und geschätzt waren. Am hinteren des im neunzehnten Jahrhundert durch die Mauer gebrochenen und mit Eisenstäben gesicherten Tores stand einst ein riesiger Birnbaum, der im Herbst wohlschmeckende und saftige Früchte trug. Und rings auf der Mauer wuchsen mehrere Büsche mit wilden Stachelbeeren, deren kleine Früchte, wenn sie reif waren, von den Läutebuben abgeerntet werden durften.

Auf den nach Osten ausgerichteten Gräbern standen einst überwiegend schwarz gestrichene Holzkreuze mit einem runden Blechschild, das beim Sackzeichner, der die Zwillersäcke der Bauern beschriftete, im Nachbardorf in Auftrag gegeben und gefertigt wurde. Neben den Geburts- und Ster-

bedaten und dem Namen des Verstorbenen stand in der Regel auch noch die Bibelstelle mit dem Leichentext auf der Blechtafel.

Doch gab es auch Gräber, auf denen Grabsteine standen. Es waren dies die Grabstätten der größeren Bauern und anderer wohlhabender Dörfler, die sich ein solches Grabmal leisten konnten. Meist waren es, neben industriell gefertigten Kunststeinen, Grabmäler aus rotem Buntsandstein oder dem heimischen, graugrünen Schilfsandstein. Nur auf wenigen Gräbern standen Steine aus schwarzem oder grauem Granit. Derartige Steine leisteten sich nur die besonders reichen, wohlhabenden Familien der Herrenbauern, galten sie doch über den Tod hinaus als Statussymbole für ihre einstige Größe und Macht, die sie während ihres Lebens kraft ihrer Stellung und Persönlichkeit im dörflichen Leben innehatten und ausübten. Dagegen standen die Holzkreuze vor allem auf den Gräbern der Tagelöhner, Dienstboten, Handwerkergehilfen und Kleinbauern, für die ein steinernes Grabmal unerschwinglich war. Dazu hatte sich unter den kleinen Leuten im Dorf die Meinung gebildet: «Ist ein Holzkreuz erst einmal morsch geworden und umgefallen, denkt sowieso niemand mehr an den, der da begraben liegt. Denn längst hat sich die Trauer um ihn davongemacht wie ein Vogel.»

Nahezu ein Viertel des Kirchhofs war in den Tagen meiner Kindheit in den 1930er-Jahren noch mit Kindergräbern belegt, war doch die Kindersterblichkeit in jener Zeit noch sehr hoch. Während die Kinder der ärmeren Leute im hinteren Teil des Gevierts nahe der Mauer beigesetzt wurden, lagen die Gräber der Bessergestellten im vorderen Abschnitt. Auf ihnen standen kleine Steine, beschriftet mit den Namen und üblichen Daten. Auf manchen dieser Steine war als besonderer Schmuck noch ein schneeweißer Milchglasengel befestigt, während es auf den Gräbern im hinteren Abschnitt oft nicht einmal zu einem kleinen Holzkreuz reichte.

Im hinteren Teil des Kirchhofes stand, von Brennesseln umwuchert und dem dichten Laubwerk der Bäume überschattet, etwas abgegrenzt von den anderen Gräbern, ein von Flechten und Moosen überzogener Schilfsandstein. Es war dies der Ort, wo jene Toten beigesetzt wurden, die ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt hatten, die vordem noch außerhalb des Friedhofs an der Mauer verscharrt worden waren. Von vielen Erwachsenen und vor allem von den Kindern wurde dieser unwirtliche, durch seine Brennesselwildnis unheimlich wirkende Ort gemieden. Die Brennesseln wurden während des Jahres nur einmal im späten Herbst gemäht. Die Hinterbliebenen kümmerten sich kaum um das Grab, galt

es doch damals noch als Schande, wenn sich ein Mitglied aus einer Familie das Leben nahm.

Ganz im Gegensatz zu diesem von Brennesseln umwucherten, armseligen Grab, das längst aufgelassen und verschwunden ist, stand und steht auch heute noch im vorderen Teil des Kirchhofs, unweit des Gevierts mit den Kindergräbern, die es, da kaum noch Bedarf, auch nicht mehr gibt, ein kunstvoll gestaltetes, monumentales, mehrere Tonnen schweres Grabmal aus märkischem Sandstein.

Erwähnenswert scheint mir dieses Denkmal deshalb, weil es im Jahre 1803 auf einem Ochsenkarren aus dem fernen Berlin hierher auf diesen Friedhof gebracht wurde. Der Sohn einer bäuerlichen Familie aus einem Teilort der Nachbargemeinde, der es in den Diensten des Königs von Preußen zu Ehren und



HEIMATTAGE
2002

BADEN-WÜRTTEMBERG
MOSBACH

5.-8. SEPTEMBER
„Mosbach feiert“
Hauptfesttage
Landesfest
Festumzug

Ausstellungen
KneipenkultTou
Stadtfest
Mundartabend
Live-Musik

Tourist Information
74821 Mosbach
Telefon 062 61/91 88-0
tourist.info@mosbach.de

50 JAHRE
BADEN-WÜRTTEMBERG

WWW.HEIMATTAGE.MOSBACH.DE

© WVBESTUDICIUM/ANDERBACH



Blick auf die befestigte Marienkirche in Wildentierbach mit der Mauer und dem «Glöcklesturm», dem Torturm.

Rechte Seite: Im Chor der Marienkirche präsentieren sich Kanzel und Altar im Stil des Ansbacher «Bauernbarock».

Ansehen und einem hohen Amt gebracht hatte, ließ dieses Epitaph von einem hugenottischen Steinbildhauer für das Grab seiner Eltern und seiner Schwester fertigen. Auf der Vorder- und Rückseite des Grabmals schmücken an den Oberkanten Girlanden aus Mohnkapseln – Symbole für den Schlaf der Verstorbenen – den Stein, während die Gravur darunter, neben den vergoldeten Namen und Daten der Toten, davon erzählt, was den Stifter einst bewogen hat, dieses Denkmal hierher bringen zu lassen. Die Seitenwände des quadratischen Monuments schmücken zwei meisterlich aus Stein gearbeitete Reliefbilder. Die linke Seite zeigt eine auf einem Gefährt sitzende, ausruhende Schnitterin mit einem Ährenkranz im Haar, die eine Sichel in der Hand hält, während auf der rechten Seite ein trauernder Engel steht, der auf einen Stock gestützt seinen Blick zur Erde gewandt hat.

Leider hat die Witterung dem steinernen Koloss im Lauf der Jahre schon stark zugesetzt, sodass zu befürchten ist, dass weiteren Schädigungen kaum Einhalt geboten werden kann.

Als zu Anfang der Sechzigerjahre im letzten Jahrhundert eine gründliche Erneuerung und Renovierung der Kirche stattgefunden hat, wurde auch der Kirchhof umgestaltet. Alle noch vorhandenen Bäume wurden entfernt und – soweit genügend Platz und dem Areal zuträglich – durch Ziersträucher und Bodendecker ersetzt. Die zuvor nach Osten ausgerichteten Grabstätten wurden mit Blick auf die Kirche angelegt und somit die einstige Gräberwabe des Friedhofs völlig verändert.

Gegenüber früheren Zeiten lässt sich heute kaum noch feststellen, ob nun ein reicher oder ein Mensch, der im Leben nur wenig besaß, unter den Steinen seine letzte Ruhe gefunden hat. Bestimmten noch vor Jahren die uniform schwarzen Granitsteine das Bild des Friedhofs, bietet sich heute ein buntes Farbenspiel von glatt geschliffenen, polierten und pflegeleichten Granitsteinen. Nur auf wenigen Gräbern finden sich noch Grabmäler aus heimischen Gesteinsarten. Wuchs früher zwischen den Gräbern noch ungehindert das Gras, sind diese Zwischenräume heute mit Spaltplatten aus grauem Granit belegt. Da und dort gibt es noch einige wenige Rasenflächen, die während der Vegetationszeit regelmäßig gemäht und gepflegt werden.

Schon seit langem sind die einst noch üblichen Blumenarten aus den Bauergärten von den Gräbern völlig verschwunden. So werden heute die Beete der Grabstätten vor Ostern mit Stiefmütterchen bepflanzt, die in den Tagen vor Pfingsten durch eine Begonienart ersetzt werden, die der Volksmund «Gottesauge» nennt. Dabei versucht ein jeder, den anderen mit der Anzahl und der Pracht seiner Blumen zu übertreffen, wodurch auf manchen Gräbern oft ein richtiger Blumenkult zelebriert wird, denn niemand möchte sich gerne nachsagen lassen, er sei bei der Bepflanzung seiner Gräber zu sparsam oder gar zu geizig gewesen. Dies führt manchmal sogar schon so weit, dass die Anzahl der Pflanzen von besonders Neugierigen abgezählt und in den Dorfkloster eingbracht und von losen Zungen im positiven oder negativen Sinn durchgehechelt wird.

Ganz besonders prächtig zeigt sich der Kirchhof im Frühjahr, wenn ringsum auf den Mauerabsätzen und in den Nischen zwischen den Efeuranken das brautweiße Steinkraut blüht, das sich in seiner Anspruchslosigkeit dort angesiedelt und seine Wurzeln in den spröden Mörtel getrieben hat. Gemeinsam mit ihm blüht der zwergwüchsige, blaue Fingerhut um die Wette, als wolle die Natur hier demonstrieren, zu welcher großartiger Prachtentfaltung sie trotz aller Dürftigkeit der hier gegebenen Bedingungen fähig ist.

In der evangelischen Marienkirche in Wildentierbach steht noch eine Madonna aus vorreformatorischer Zeit

Ein ganz besonderes Kleinod meines Dorfes ist seine Marienkirche, die in ihrer baulichen Gestaltung romanische und gotische Stilelemente aufweist. Da ihre Entstehung urkundlich nicht zu belegen ist, wird vermutet, dass sie in ihren Anfängen dem zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts ausgestorbenen Geschlecht des einst hier ansässigen niederen Dorfadels als Burgkapelle gedient hat, dessen Burg in unmittelbarer Nähe stand, die 1415 niedergebrannt und zerstört wurde. Damals gehörte mein Dorf bereits zum Herrschaftsbereich der freien Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber. Und da es außerhalb der Landwehr und des Grenzwalls der Landhege lag, wurde seine Kirche mit dem sie umgebenden Hof mit einer Wehrmauer versehen, hinter der die Dörfler, wenn ihnen Gefahr drohte, Zuflucht finden konnten.

Bei der Renovierung der Kirche wurde festgestellt, dass früher das Kirchenschiff nach Osten hin ausgelegt war und 1570 durch einen Umbau nach Westen verlegt wurde. Nachdem viele der freien Reichsstädte schon frühzeitig zum lutherischen Glauben konvertiert waren, hatten die Bewohner meines Dorfes um 1540 offiziell auch diesen Glauben anzunehmen. Doch betritt man heute die Kirche, ist äußerlich von einem Konfessionswechsel, der damals stattgefunden hat, nichts zu spüren. Noch immer steht die Madonna aus der vorreformatorischen Zeit im Gewölbebogen auf ihrem Sockel, als hätte sich nichts geändert. Und die Beerdigungskreuze, die bei einer Beerdigung dem Sarg des Verstorbenen vorausgetragen wurden, stehen nach wie vor in ihren Ständern im Kirchenschiff und tun auch heute noch, wie früher, den Dörflern ihren Dienst.

Altar und Kanzel stammen aus einer Zeit, als der ansbachische Bauernbarock in seiner Hochblüte stand. Noch in den Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts standen in der Kirche meines Dorfes drei Beichtstühle aus der vorreformatorischen Zeit,

die bei den damals durchgeführten Umbauarbeiten und dem Einbau einer Kohleheizung entfernt worden sind. Bis dahin war nach dem Konfessionswechsel in der Kirche nichts verändert worden, denn die Dörfler vertraten die Meinung: Was unseren Alten recht und zum Guten war, kann auch uns nicht zum Schaden sein. Nirgendwo haben sich die Menschen im hohenlohisch-fränkischen Raum nach der Reformation, wie anderswo in calvinistischen und pietistischen Bereichen, in ihren Kirchen als Bilderstürmer betätigt. Denn was ihren Vätern schon heilig war, blieb auch ihnen heilig.

Als in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ein Professor aus dem Schwäbischen in mein Dorf kam und die Kirche mit ihrer Wehrmauer besichtigt hatte, fragte er hinterher einen kleinen Bauern, der gerade dabei war, seinen Mistwagen zu beladen: *Guter Mann! Sagen Sie mir bitte: Seid ihr hier nun römischen oder lutherischen Glaubens?* Treuherzig lächelnd schaute ihn daraufhin das kleine Bäuerlein an und sagte nicht ohne Stolz: *Mir sann wedder römisch, noch sann mer lutherisch. Mir sann hohelohisch!* Das Leben im Dorf wurde in der nachreformatorischen Zeit überaus stark von seiner Geistlichkeit



geprägt und beeinflusst. Als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Kirche nicht mehr ausreichend Platz bot, wurde der Beschluss gefasst, das Kirchenschiff unter der Leitung des damals amtierenden Pfarrers Michael Stock aufzustocken und zwei großräumige Männeremporen einzubauen. Als es während der Bauarbeiten darum ging, tragende Pfeiler in das Bauwerk einzubringen, lehnte dies der Pfarrherr mit der Bemerkung ab: *Der einzige Stock in meiner Kirche bin ich!* Daraufhin wurden die Emporen mit eisernen Trägern im Deckengebälk verankert.

Die Pfarrer aus der Dynastie der Stock-Familie, die über mehrere Generationen die Pfarrstelle in meinem Dorf innehatten, entstammten einem angesehenen Rothenburger Patriziergeschlecht. Als der Letzte ihres Namens von marodierenden Söldnern bei einem Überlandgang erschlagen wurde, folgte erneut ein Sohn Rothenburgs aus einer Kaufmannsfamilie mit Namen Betzold, dessen Nachkommen wieder über mehrere Generationen im Dorf die Pfarrer stellten. Der Letzte aus diesem Geschlecht wurde 1806 durch einen Pfarrer aus dem Schwäbischen abgelöst, als Hohenlohe-Franken durch Napoleons Gnaden dem Königreich Württemberg zugeschlagen und einverleibt wurde.

Es war dies der Beginn jener Zeit, als der König von Württemberg damit begann, die Posten der meist höheren Beamten, der Lehrer und Pfarrer mit ihm treu ergebenden, zuverlässigen Untertanen aus seinem Umfeld zu besetzen. Sie wurden wohl von der

Bevölkerung akzeptiert, mancher auch geachtet, aber nur selten geliebt, zumal dann nicht, wenn der eine oder andere eine gewisse Arroganz an den Tag legte.

Doch manche der Geistlichen taten sich oft schwer, sich mit dem für sie scheinbar oft freigeistigen Denken der Hohenloher abzufinden und auseinanderzusetzen, zumal dann, wenn sie vom Pietismus geprägt waren. So schrieb einst ein Geistlicher, der in eine etwas abgelegene Gemeinde ins Hohenlohische versetzt worden war, verzweifelt in seine schwäbische Heimat: *... und nun hat man mich gar in das Land der Galiläer und Heiden verbannt!*

Die Religiosität vieler Hohenloher, auch in meinem Dorf, ist weit mehr von den Vorgängen und den Erscheinungen in der Natur als den Vorstellungen und Vorschriften des christlichen Klerus geprägt. Denn Hohenlohe war und ist seit je Bauernland, wo die Menschen von der Natur abhängig ihren Herrgott mehr draußen als in der Kirche suchten. Dennoch wurde der sonntägliche Kirchgang, vor allem in den ländlichen Bereichen, seit Menschengedenken von den Vätern übernommen und traditionell gepflegt. In der Regel besuchte aus jedem Haus an den Sonn- und Feiertagen zumindest eine Person den Gottesdienst. Doch die Tendenz, dass dieser Brauch auch weiterhin noch gepflegt wird und Bestand hat, ist stark rückläufig, da die nachrückenden Generationen nur noch wenig davon halten. Für die meisten der Jugendlichen endet mit der Konfirmation auch ihr Bezug zur Kirche, denn sie haben und verehren andere Götter.



Auf der Hohenloher Ebene duckt sich das Dorf Wildentierbach in eine Mulde. Foto von 1965.

Ein bedeutender und wichtiger Ort in meinem Dorf war für die unverheiratete, männliche Jugend in den Jahren nach dem letzten Krieg an den Sommerabenden der Dorfbrunnen. Dort traf man sich abends, saß zusammen, unterhielt sich, repetierte in Gesprächen das Geschehen und die Ereignisse des vergangenen Tages und tauschte untereinander die aktuellen Neuigkeiten aus. Ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit hielt die Gemeinschaft der jungen Männer untereinander zusammen, denn kaum einer besaß mehr als der andere.

Doch mit dem Fortschritt und der Moderne, die auch in meinem Dorf ihren Einzug hielten, musste dieser alte Brunnen weichen, und mit ihm verschwand auch das gemeinschaftliche Denken und Handeln untereinander. Die Zeiten haben sich geändert, und die Jugend heutzutage hat andere Vorstellungen und Interessen, als dies in meinen jungen Jahren noch der Fall war. Wohl sind sie auch nicht besser oder schlechter als damals, und sitzen an manchen Abenden und Wochenenden in ihrem Clubraum im Dorfgemeinschaftshaus zusammen. Sie sind aber in ihrer Art mehr oder weniger Individualisten, bei denen im privaten Bereich ein jeder seine eigenen Wege geht und seine Vorteile einzuheimsen sucht. Das Empfinden, nicht mehr aufeinander angewiesen zu sein, verschafft ihnen das Gefühl einer neu gewonnenen Freiheit, die sie jedoch wiederum anderen, neuen Zwängen unterwirft und hörig macht.

In früheren Zeiten herrschte in meinem Dorf unter den bäuerlichen Ständen eine strenge, unverrückbare Hierarchie. Da gab es zunächst einmal die großen, die so genannten Herrenbauern, die flächenmäßig die größten Höfe besaßen und meist auch kapitalmäßig gut situiert waren. Oft beschäftigten sie auf ihren Höfen vier bis sechs männliche und weibliche Dienstboten, legten aber nur selten einmal bei den alltäglichen Arbeiten selber mit Hand an. Meist wurde der Großknecht am Abend von seinem Bauern angewiesen, was am folgenden Tag auf dem Hof zu geschehen hatte und gearbeitet werden sollte, der dann seinerseits den anderen Dienstboten ihre Arbeiten zuwies und sie entsprechend einzuteilen und zu überwachen hatte.

Zu den Gepflogenheiten der Großbauern, die etwas auf sich hielten, gehörte es, dass sie während der Woche mindestens einmal, gelegentlich auch öfters, mit ihrem Fuhrwerk in einen der nahe gelegenen Marktflecken fuhren, um dort einzukehren, ein paar Viertel Wein zu trinken und sich mit ihresgleichen zu unterhalten.

DIE KUNST DES UNTERSCHIEDENS



Mit sortentypischen Weiß- oder Rotweinen, harmonisch abgestimmten Cuvées oder Raritäten aus dem Barrique gehört die WZG zu den Spitzenerzeugern der württembergischen Weingärtner-Kultur.

Individuell ausgebaute Lagenweine aus ganz Württemberg vermitteln einen repräsentativen Querschnitt der württembergischen Wein-Kultur. Und fördern so die Kunst des Unterscheidens.



Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft eG
Raiffeisenstraße 2 · 71696 Möglingen
Telefon 071 41/48 66-0, Fax 071 41/48 66 43

In der Regel hatten die Bauersfrauen im Dorf nur wenig zu sagen und hatten sich dem Willen ihrer Männer unterzuordnen. Sie waren zuständig für die Küche, den Haushalt, den Garten und die Kindererziehung und konnten sich bei Bedarf auch der Mithilfe der Mägde bedienen, sofern dies nötig war.

Die zweite Kategorie der Bauern im Dorf war die der Eigentümer der mittelgroßen Betriebe, die meist nur einen Knecht und eine Magd auf ihrem Hof beschäftigten und wenn nötig sich gelegentlich auch einen Tagelöhner oder eine Tagelöhnerin zur Arbeit holten. Und dann gab es noch die kleinen Bauern, die so genannten «Kuhrutscher», die meist nur ein paar Morgen Land hatten, mit einem Kuhgespann fuhrwerkten und oft nicht mehr besaßen und erwirtschafteten, so dass es gerade für sie und ihre Familien zum Überleben reichte.

Die unterste Klasse der Gesellschaft im Dorf waren die kleinen Handwerker und Tagelöhner, die meist nur ein paar Ziegen, ein paar Hühner und ein Schwein besaßen und den Großen dienstbar zu sein hatten und zur Hand gehen mussten, wenn dies von ihnen gefordert wurde.

Weniger als ein Dutzend Vollerwerbsbauern – die anderen arbeiten sonstwo oder sind weggezogen

Die Situation der Bauern in meinem Dorf hat sich heute, wie auch anderswo, grundlegend verändert. Die kleinen und mittleren bäuerlichen Betriebe haben seit Jahren allesamt ihre Produktion aufgegeben und eingestellt. Die meisten Eigentümer haben ihre Felder anderweitig an die übrig gebliebenen Vollerwerbslandwirte verpachtet und sich anderweitig eine Arbeit gesucht und einen Broterwerb verschafft, der ihnen mehr einbringt, als sie zuvor in ihren bäuerlichen Betrieben erwirtschaften konnten. Viele fanden Arbeit beim Straßenbau und im Baugewerbe, wo sie von ihren Arbeitgebern sehr geschätzt wurden, weil sie gewohnt waren, hart zu arbeiten und zuzupacken und keiner Arbeit aus dem Weg zu gehen. Einige fanden auch Anstellung als Hilfskräfte in Industriebetrieben oder im öffentlichen Dienst, wo sie ein gesichertes und höheres Einkommen hatten als zuvor.

Als nach der Flurbereinigung und Zusammenlegung der Felder großräumige Ackerflächen entstanden, war dies für die verbliebenen Vollerwerbslandwirte eine wesentliche Erleichterung bei der Bewirtschaftung ihrer Felder, soweit sie sich den dazu nötigen Maschinenpark und die erforderlichen Ackergeräte leisten konnten. Einige spezialisierten sich auf die Milcherzeugung, erweiterten ihre Ställe und vergrößerten ihre Viehbestände. Andere widmeten sich der Schweinemast und der Ferkelaufzucht

und fanden auf diese Weise ihr Auskommen. Doch allen ist gemeinsam, dass sie, der Art ihres Betriebes entsprechend, ihre Felder bestellen und deren Erträge meist selber verwerten und an die eigenen Viehbestände verfüttern. Gemeinsam ist ihnen auch, dass kaum einer der Vollerwerbslandwirte einmal zugibt, dass es ihm, finanziell gesehen, doch eigentlich recht gut geht. So ist bei ihnen ein ständiges Jammern an der Tagesordnung, dass heute mit der Landwirtschaft kaum noch etwas zu verdienen sei. Doch dies war und ist schon immer eine Eigenheit der Bauern in meinem Dorf, dass man mit Jammern und Klagen mehr erreicht und weiter kommt als zuzugeben, dass man mit dem Erwirtschafteten zufrieden ist. Sagt doch eine alte Bauernweisheit, jedem Bauern, der prahlt und angibt, gehöre danach jedesmal einer seiner Zähne gezogen.

Insgeheim herrscht zwischen den Vollerwerbsbauern in meinem Dorf eine gewisse Konkurrenz. Dies wird insbesondere dann deutlich, wenn es um die Zupachtung frei werdender Feld- und Ackerflächen geht. Dies ist ihnen deshalb wichtig, weil sie dadurch die Bewirtschaftungsflächen ihrer Betriebe erweitern und die Stilllegungsflächen ihrer Höfe vergrößern können, für die ihnen der Staat eine gewisse Stilllegungsprämie zahlt, die für so manchen einen beachtlichen Zugewinn einbringt.

Dennoch hat es den Anschein, als würde die Zahl der bäuerlichen Vollerwerbsbetriebe, bislang noch ein knappes Dutzend, auch weiterhin schrumpfen, da nur wenige ihrer Nachkommen noch Interesse zeigen, ihre elterlichen Betriebe weiterzuführen. Meist erlernen die Jugendlichen nach ihrer Schulentlassung zunächst einmal einen Beruf und wandern danach in die industriellen Ballungsgebiete ab, wo sich ihnen bessere Verdienstmöglichkeiten bieten. Aber dennoch geben die Alten nicht auf, rackern sich ab und schufteten oft bis ins hohe Alter, obgleich sie wissen, dass nach ihnen niemand mehr da sein wird, der ihren Betrieb weiterführt.

Ein großes Problem für die Jungbauern ist es auch, eine Frau zu finden. Da die Bauerntöchter aus Erfahrung von ihren Müttern wissen, wie schwer eine Bäuerin gefordert wird, zu arbeiten hat und sich aus zeitlichen Gründen nie einen Urlaub leisten kann, heiraten nur noch wenige auf einen Bauernhof. Auch in meinem Dorf gibt es einige schon ältere Junggesellen, die, obgleich heiratswillig, keine Frau finden können.

Manche Bauern haben sich ein beachtliches Vermögen erwirtschaftet, leben aber dennoch in ihrer Anspruchslosigkeit ein einfaches Leben, wie zuvor schon ihre Altvorderen. Dennoch neiden manche insgeheim den anderen, die sich ihren Lebensunterhalt in anderen Bereichen verdienen, ihre Einkünfte und

vor allem im Alter ihre Rentenbezüge. So sagte vor einiger Zeit ein jüngerer Bauer einmal zu mir: *Ihr Kerl mecht doch nix mäeh schaffe! Ihr krieecht alli z viel Geeld!* Manch einer mag es nur schwer ertragen, dass die Zeiten des Herrenbauerntums vorüber sind und ihr Wort und ihre Meinung nicht mehr so viel Gewicht besitzen, als dies zu den Zeiten ihrer Großväter noch der Fall war.

Meist ist der Bauer der Herr und zugleich auch sein eigener Knecht auf seinem Hof. Sofern er sich leisten kann, seinen Maschinenpark auf dem neuesten Stand zu halten, erleichtert ihm dies die Bewirtschaftung seines Hofes. Doch gibt es auch Betriebe, wo dies nicht möglich ist und sich der Bauer auf das Wesentliche beschränken muss, um über die Runden zu kommen. Was jedoch den meisten noch immer eigen ist, ihr Stolz, der ungebrochen in ihrem Verhalten und ihren Bemerkungen immer wieder einmal zutage tritt. Und solange ein Bauer seinen Stolz nicht verliert, ist auch sein Fortbestand gesichert.

«Mein Dorf ist ein sterbendes Dorf» –
Kleiner Hoffnungsschimmer: jüngere Paare bauen

Oft wenn ich durch mein Dorf gehe, befällt mein Denken und Empfinden eine leise Wehmut. Noch habe ich die Ansichten des Dorfes in meinem Erinnern gespeichert, so dass es mir heute leicht fällt, Vergleiche zwischen dem Gewesenen und dem heute noch Vorhandenen anzustellen. Was mir besonders bedauerlich erscheint, ist die Tatsache, dass mein Dorf sehr viel von seiner einstigen Substanz eingebüßt und verloren hat. Ältere auffällige Gebäude, doch oft noch schöne Gebäude, wurden abgebrochen und durch neue Zweckbauten ersetzt, die kaum noch dem bäuerlichen Charakter eines fränkischen Bauerndorfes entsprechen. Nüchtern und kühl präsentieren die modern gestalteten Fassaden dem Betrachter den Wohlstand ihrer Besitzer. Auch die alten idyllischen und heimeligen Winkel und Nischen wurden dem Fortschritt geopfert. Bruchsteinmauern, aus dem heimischen Muschelkalk, mussten Zementgemäuer weichen. Anstelle von Ziegeldächern finden heute Asbestplatten mehr und mehr Verwendung. Auch Büsche und Bäume wurden entfernt und teils durch fremdländische Gewächse ersetzt.

Besondere Bücher über alte Häuser als sprechende Zeugen der Kulturgeschichte



**ALTE BAUERNHÄUSER
 UM KOCHER UN JAGST**
 152 Seiten, viele Abb.,
 17x24 cm, 10 Euro
 Auch ländliche
 Gebäude können Jahr-
 hunderte überdauern.
 Einmalige Beispiele aus
 dem Hohenloher Land
 mit Plänen und Fotos.



DER KÄSHOF AUS WEIPERTSHOFEN
 176 Seiten, viele Abb., 17x24 cm, 15 Euro
 Der Käshof zeigt Geschichte, wie sie wirklich war:
 Vom 16. Jahrhundert bis zum Kriegsende 1945
 als Zufluchtstätte für Verfolgte.

DER BAHNHOF AUS KUPFERZELL
 136 Seiten, viele Abb., 17x24 cm, 12 Euro
 Die Geschichte eines typischen
 württembergischen Nebenbahnhofs und
 der Strecke Waldenburg-Künzelsau

Besuchen Sie Wackershofen zum BACKOFENFEST am 28./29. September

gleich neben Schwäbisch Hall mit seinen historischen Gebäuden, alten Haustierrassen, Bauerngärten und Ausstellungen. Anfahrt mit Bus, Bahn, Auto oder Fahrrad direkt bis zum Museumseingang.
 Bestellungen und Informationen: Hohenloher Freilandmuseum, 74501 Schwäbisch Hall, Tel. 0791/971010,
 Fax -9710140 info@wackershofen.de, www.wackershofen.de. Versandkosten zusätzlich 3 Euro.

Nichts ist mehr, wie es einmal gewesen ist. Auch das Verhalten der Menschen untereinander ist ein anderes geworden. Der persönliche Egoismus des Einzelnen prägt den Umgang des Untereinanders und Miteinanders im Dorfalltag. So ist sich jeder heute mehr oder weniger selbst der Nächste.

Was mir jedoch besonders bedauerlich in meinem Dorf erscheint, das ist die Tatsache, dass es leise und kaum merklich vor sich hinstirbt. Als ich schon vor mehr als dreißig Jahren vermerkte: *Mein Dorf ist ein sterbendes Dorf*, hat man mir dies damals sehr übel genommen, denn niemand wollte es wahr haben. Wie damals schon absehbar, sind die Mittelständler und Kleinbauern längst verschwunden und haben aufgegeben. Nur einige landwirtschaftliche Großbetriebe, die mehr und mehr zu Agrarfarmen ausarten, sind übrig geblieben. Zahlreiche Häuser stehen leer oder wurden auch schon abgerissen, weil ihre einstigen Bewohner verstorben sind. Manch ein Haus wird oft auch nur noch von einer oder zwei Personen bewohnt, deren Junge abgewandert sind. So ist abzusehen, dass dieses leise Sterben in meinem Dorf weitergeht.

Positiv zu werten ist jedoch, dass sich mehr und mehr jüngere Paare dazu entschließen, ein Leben im ländlichen Bereich dem Leben in der Stadt vorzuziehen. Auf diese Weise entstand in den letzten zwanzig Jahren in einer idyllischen Tallage vor dem Dorf eine kleine Ansiedlung von fünf Wohngebäuden, denen, wie bereits geplant, noch weitere folgen werden. Dies lässt hoffen.